

DIE HÖLLENSTADT

Ein Elder Scrolls® Roman

Von Greg Keyes

Ins Deutsche übertragen
von Andreas Kasprzak

panini BOOKS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

*Dieses Buch wurde auf chlorfreiem,
umweltfreundlich hergestelltem Papier gedruckt.
In neuer Rechtschreibung.*

Deutsche Ausgabe: Panini Verlags GmbH, Rotebühlstraße 87, 70178 Stuttgart.
All Rights Reserved. This translation published by arrangement with Ballantine Books,
a division of Random House, Inc.

Amerikanische Originalausgabe: „The Infernal City – An Elder Scrolls Novel“ by
Greg Keyes published by Del Rey/The Random House Publishing Group, October 2009.

© 2009 ZeniMax Media Inc. The Elder Scrolls, Bethesda Softworks, Oblivion,
ZeniMax, and their respective logos are registered trademarks of trademarks of
ZeniMax Media Inc.

All rights reserved including the right of reproduction in whole or in part in any form.
No similarity between any of the names, characters, persons and/or institutions in this
publication and those of any pre-existing person or institution is intended and any
similarity which may exist is purely coincidental. No portion of this publication may
be reproduced, by any means, without the express written permission of the copyright
holder(s).

Übersetzung: Medienbüro Kasprzak
Lektorat: Medienbüro Kasprzak, Dr. Sabine Jansen
Redaktion: Mathias Ulinski, Holger Wiest
Chefredaktion: Jo Löffler
Umschlaggestaltung: tab indivisuell, Stuttgart
Cover illustration: Paul Youll
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN 978-3-8332-2131-6
1. Auflage, August 2010

www.paninicomics.de/videogame

Für meine Tochter,
Dorothy Nellah Joyce Keyes.
Willkommen, Nellah.

PROLOG

Iffech wusste es, als er spürte, wie das Meer erbebt. Der Wind war wie etwas Totes vom Himmel gefallen und keuchte, als er den eisernen Wogen erlag, um in seinen Seefahrerohren seinen letzten Atemzug zu tun. Der Himmel wusste es immer als Erster; die See hingegen reagierte nur langsam – entsetzlich langsam – darauf.

Das Meer erschauerte wieder, oder vielmehr schien es, als zerrte es an ihrem Kiel. Oben im Krähenneist schrie Keem wie ein Kätzchen, als er aus dem Korb geschleudert wurde. Iffech verfolgte, wie er sich herumwarf und mit seinen Cathay-Raht-Klauen die Takelage packte, obwohl das schier unmöglich schien.

„Stendarr!“, fluchte Grayne in ihrer näselnden Süd-Niben-Aussache. „Was war das? Ein Tsunami?“ Ihr leerer Menschenblick schweifte suchend durch die Abenddämmerung.

„Nein“, murmelte Iffech. „Ich war vor den Summerset-Inseln, als das Meer sie zu verschlingen versuchte, und da habe ich auch gespürt, wie so eines unter uns hindurchglitt. Und ein anderes Mal, als ich jünger war, vor der Küste von Morrowind. In tiefem Wasser ist man davor einigermaßen sicher. Dies sind tiefe Wasser.“

„Und was dann?“ Grayne strich sich den silbergrauen Pony aus ihren nutzlosen Augen.

Iffech ruckte in der Nachahmung eines menschlichen Achselzuckens mit den Schultern und fuhr mit seinen Klauen durch das fleckige Fell seiner Unterarme. Die unbewegte Luft roch süß, wie fauliges Obst.

„Siehst du etwas, Keem?“, rief er nach oben.

„Meinen eigenen Tod – beinahe zumindest“, rief der Ne-Quin-artige Katzenmensch zurück; seine Stimme schnarrte hohl, als befände sich das Schiff in einer Kiste. Er zog seinen geschmeidigen Körper anmutig in das Nest zurück. „Aber nichts auf dem Meer“, fügte er einen Moment später hinzu.

„Dann also darunter“, sagte Grayne nervös.

Iffech schüttelte den Kopf. „Der Wind“, sagte er.

Und dann sah er sie, im Süden, eine plötzliche Schwärze, das Knistern grüner Blitze, und unvermittelt wallte etwas wie eine gewaltige Gewitterwolke am Firmament auf.

„Festhalten!“, rief er.

Schon ertönte ein Knall wie ein Donner, jedoch vierzigmal lauter, und eine neue Sturmfaust brach den Hauptmast, um den armen Keem in den Tod zu befördern, dem er kurz zuvor schon ins Antlitz geblickt hatte. Abgesehen von dem Tosen in seinen gequälten Ohren herrschte nun wieder völlige Stille.

„Bei allen Himmlischen, was kann das sein?“, fragte Grayne. Iffech hörte sie kaum.

„Nichts, was die See kümmern würde“, sagte Iffech und beobachtete, wie die dunkle Masse auf sie zukam. Er sah sich auf seinem Schiff um. Alle Masten waren gebrochen, und es schien, dass die Hälfte der Mannschaft bereits verschwunden war.

„Was meinst du?“

„Nicht viele Khajiit fahren zur See“, sagte er. „Sie tun es, um Handel zu treiben, um Skooma hin- und herzutransportieren, aber nur wenige von ihnen lieben das Meer. Ich hingegen liebe die See, seit ich maunzen kann. Und ich liebe sie, weil sie sich nicht darum schert, was die Götter oder die Daedra denken. Die See ist eine eigene Welt mit ihren eigenen Regeln.“

„Worauf willst du hinaus?“

„Ich bin mir nicht sicher“, gab er zu. „Ich fühle es mehr, als dass ich es weiß. Aber glaubst du nicht – fühlt es sich nicht an wie ...“ Er brachte den Satz nicht zu Ende. Das brauchte er nicht.

Grayne starrte zu dem Ding hinaus.

„Jetzt sehe ich es“, sagte sie.

„Ja.“

„Einst sah ich, wie sich ein Oblivion-Tor auftat“, sagte sie. „Als mein Vater in Leyawiin arbeitete. Ich sah Dinge ... und das hier fühlt sich ein wenig so an wie damals. Aber Martins Opfer ... sie sagen, dass es nicht noch einmal geschehen kann. Und das sieht auch nicht gerade wie ein Tor aus.“

Iffech bemerkte, dass das „Ding“ nicht die Form einer Gewitterwolke besaß, sondern eher die eines breiten Kegels.

Der Wind nahm wieder zu und trug einen unbeschreiblich fauligen Geruch mit sich.

„Es spielt keine Rolle, was das ist“, sagte er. „Nicht für uns.“

Einige Sekunden später tat es das tatsächlich nicht mehr.

Suls Kehle schmerzte, sodass er wusste, dass er geschrien hatte. Er war schweißgebadet, seine Brust tat weh, und seine Gliedmaßen zitterten. Er öffnete die Augen und zwang seinen Kopf nach oben, um zu sehen, wo er sich befand.

Ein Mann mit einem gezogenen Schwert stand im Türrahmen. Seine Augen unter seinem lockigen, nahezu farblosen Haar, das ihm tief in die Stirn reichte, waren ungeheuer groß und blau. Fluchend griff Sul nach seiner Waffe, die am Bettpfosten hing.

„Nur die Ruhe“, sagte der Bursche und wich zurück. „Du hast so rumgebrüllt, dass ich mir Sorgen gemacht habe, dir könnte etwas zustoßen.“

Das Traumlicht verblasste noch immer, doch sein Verstand regte sich allmählich. Wenn dieser Kerl ihn hätte töten wollen, wäre es das vermutlich bereits gewesen.

„Wo bin ich?“, fragte er und packte ungeachtet seiner Überlegungen den Griff seines Langschwerts.

„Im Gasthaus *Zum hageren Gesell*“, entgegnete der Mann. Und dann, nach einer kurzen Pause: „In Chorrol.“

Chorrol. Genau.

„Geht es dir *gut*?“

„Mir geht's bestens“, sagte Sul. „Nichts, weswegen du dir Sorgen machen müsstest.“

„Äh, ja.“ Der Mann wirkte unbehaglich. „Schreist du, ähm, jede Nacht so –“

„Ich werde heute Nacht nicht mehr hier sein“, schnitt Sul ihm das Wort ab. „Ich ziehe weiter.“

„Ich wollte dich nicht kränken.“

„Das hast du auch nicht“, erwiderte Sul.

„Das Frühstück ist angerichtet, unten.“

„Vielen Dank. Bitte lass mich jetzt allein.“

Der Mann schloss die Tür. Sul saß einen Moment lang da und rieb sich die Stirn. „Azura“, murmelte er. Er erkannte die Berührung des Prinzen, selbst wenn sie noch so flüchtig war. Diesmal war sie nicht flüchtig gewesen.

Er schloss die Lider und versuchte, die See zu spüren, die sich unter ihm aufbäumte, die Worte des alten Khajiit-Kapitäns zu vernehmen, wieder durch seine Augen zu sehen. Dieses Ding, das da am Himmel erschienen war – alles daran roch nach Oblivion. Nachdem er dort zwanzig Jahre zugebracht hatte, kannte er diesen Geruch nur zu gut.

„Vuhon“, seufzte er. „Ich glaube, dass du das bist, Vuhon. Warum sollte mir der Prinz sonst eine solche Vision schicken? Was sonst wäre für mich von Belang?“

Natürlich antwortete ihm niemand.

Er erinnerte sich an an die Geschehnisse nach dem Tod des Khajiit. Er hatte Ilzheven gesehen, so, wie er sie beim letzten Mal sah, blass und leblos, und die rauchenden, zerrütteten Landstriche, die einst Morrowind gewesen waren. Beides war stets in seinen Träumen, ganz gleich, ob Azura sich in sie einmischte oder nicht. Doch da war noch ein anderes Gesicht gewesen, das eines jungen Mannes, ein Colovianer vermutlich, der eine kleine Einkerbung in der Nase hatte. Er wirkte vertraut, als seien sie sich schon mal irgendwo begegnet.

„Mehr verrätst du mir nicht?“, fragte Sul. „Ich weiß nicht einmal, auf welchem Ozean ich suchen soll.“ Die Frage war an Azura gerichtet, doch er wusste, dass sie rein rhetorischer Natur war. Er wusste auch, dass er von Glück sagen konnte, diese wenn auch bescheidenen Informationen erhalten zu haben. Er schwang seinen drahtigen

grauen Körper aus dem Bett und ging zum Waschtisch hinüber, um sich das Gesicht zu waschen und sich mit blinzelnden roten Augen im Spiegel zu betrachten. Als er sich anschickte, sich wieder umzudrehen, bemerkte er im Spiegel hinter sich zwei Bücher, die auf einem ansonsten leeren Regal standen. Er wandte sich um, ging zu dem Regal und nahm eines der Bücher zur Hand.

FABELN SÜDLICHER GEWÄSSER lautete der Titel.

Er nickte mit dem Kopf und schlug das zweite Buch auf:

DIE NEUESTEN ABENTEUER VON PRINZ ATTREBUS.

Und da, auf dem Frontispiz, prangte ein Stich, der das Gesicht eines jungen Mannes mit einer leicht verwachsenen Nase darstellte.

Zum ersten Mal seit Jahren stieß Sul ein heiseres Lachen aus. „Nun, da haben wir’s“, sagte er. „Verzeiht mir, dass ich an Euch gezweifelt habe, mein Prinz.“

Eine Stunde später ritt er – bewaffnet und gepanzert – nach Südwesten, dem Wahnsinn, der Vergeltung und dem Tod entgegen. Und obgleich er schon vor langer Zeit vergessen hatte, was Fröhlichkeit war, malte er sich aus, dass sie ein wenig dem ähneln musste, was er jetzt empfand.

I. TEIL
ANKUNFT

EINS

Eine blasse junge Frau mit langen, ebenholzfarbenen Locken und ein Mann mit schlammig grünen Schuppen und schokoladenbraunen Wirbeln kauerten hoch oben auf den Dachsparren eines verfallenen Herrenhauses in Kleinmottien, das bei einigen als das Brandige Herz der Schwarzmarsch bekannt war.

„Du wirst mich noch umbringen“, sagte der Reptilienmann zu der Frau. Seine Stimme klang nachdenklich, und in dem schwachen Licht, das durch das halb zerstörte Schieferdach nach unten sickerte, wirkten seine Echsenzüge gefasst.

„Ich bringe dich nicht um; das besorgst du schon allein“, entgegnete sie, strich sich ihre dicken Haarsträhnen aus dem Gesicht und richtete ihre leicht geschwungene Adlernase und ihre graugrünen Augen auf die weite, offene Fläche unter ihnen.

„Das läuft auf dasselbe hinaus“, zischte der Mann.

„Komm schon, Glim“, sagte Annaig, warf sich in den großen Ledersessel ihres Vaters und verschränkte ihre Hände hinter dem Nacken.

„Diese Gelegenheit können wir uns nicht entgehen lassen.“

„Oh, ich denke, man darf mit Bestimmtheit sagen, dass wir das sehr wohl können“, entgegnete Mere-Glim. Er lag auf einem niedrigen Sofa, und ein Arm hing über einem Beistelltisch aus Zypressenholz, auf dem die Statuette eines knienden Khajiit-Kriegers stand. Lediglich die Umrisse des Argoniers waren zu erkennen, da die weißen Vorhänge hinter ihm, die vor den großen Erkerfenstern des Arbeitszimmers hingen, in gleißendes Sonnenlicht getaucht waren.

„Es gibt einige Dinge, die wir stattdessen tun könnten.“ Er tickte mit einer glatten schwarzen Kralle auf den Tisch.

„Wir bleiben hier in der Villa deines Vaters und trinken seinen Wein.“ Eine zweite Kralle schnappte nach unten. „Wir nehmen etwas vom Wein deines Vaters mit hinunter zu den Docks und trinken ihn da.“ Die dritte Kralle. „Wir trinken etwas davon hier und etwas unten an den Docks ...“

„Glim, wie lange ist es her, seit wir das letzte Mal ein Abenteuer hatten?“

Sein träger Eidechsenblick wanderte über ihr Gesicht.

„Wenn du mit Abenteuer irgendwelche ermüdenden oder gefährlichen körperlichen Anstrengungen meinst, dann nicht allzu lange. Jedenfalls nicht lange genug.“ Er wackelte mit den Fingern beider Hände, als wollte er etwas Klebriges davon abschütteln – eine eigentümliche kleinmottische Geste der Unruhe. Die Haut zwischen seinen Fingern schimmerte durchscheinend grün. „Hast du schon wieder gelesen?“

Aus seinem Mund klang das wie eine Anklage, als sei „lesen“ nur ein anderer Ausdruck für, sagen wir, Kindesmord.

„Ein bisschen“, gab sie zu. „Was sollte ich auch sonst machen? Hier ist es so langweilig. Nie passiert etwas.“

„Nicht, dass du nicht versucht hättest, das zu ändern“, erwiderte Mere-Glim. „Im Verlauf deines letzten kleinen Abenteuers wären wir beinahe verhaftet worden.“

„Ja, und hast du dich dabei nicht lebendig gefühlt?“, sagte sie.

„Ich muss mich nicht lebendig ‚fühlen‘“, entgegnete der Argonier. „Ich *bin* lebendig. Und diesen Zustand würde ich gern beibehalten.“

„Du weißt, was ich meine.“

„*Hff*. Das ist eine kühne Behauptung“, schnaubte er.

„Ich bin ein kühnes Mädchen.“ Sie rückte ein wenig vor. „Komm schon, Glim. Er ist ein Werkrokodil. Da bin ich mir sicher. Und wir können den Beweis dafür erbringen.“

„Zunächst einmal“, sagte Mere-Glim, „gibt es so etwas wie ein Werkrokodil nicht. Und außerdem: Wenn es so etwas gäbe, warum

um alles in der Welt sollten wir uns die Mühe machen, das zu belegen?“

„Weil ... Nun, weil die Leute das wissen wollen. Dann wären wir berühmt. Und er ist gefährlich. In der Gegend verschwinden ständig Leute.“

„In Eitergrund? Natürlich tun sie das. Das ist eines der zwielichtigsten Viertel der Stadt.“

„Hör zu“, sagte sie. „Es wurden Leute gefunden, die in zwei Hälften gebissen waren. Was sonst könnte wohl dafür verantwortlich sein?“

„Ein gewöhnliches Krokodil. Eigentlich eine ganze Menge Dinge. Mit ein wenig Mühe wäre ich dazu vermutlich ebenfalls in der Lage.“ Er zappelte wieder herum. „Sieh mal, wenn du dir dieser Sache so sicher bist, dann bring deinen Vater dazu, Untervogt Ethten dazu zu bewegen, einige Wachen dorthin zu schicken.“

„Tja, und was, wenn ich mich irre? Dann würde Vater wie ein Narr dastehen. Das will ich damit doch sagen, Glim. Ich muss es mit Sicherheit wissen und irgendeinen Beweis dafür finden. Ich bin ihm gefolgt ...“

„Du bist *was*?“ Sein Mund stand vor Ungläubigkeit weit offen.

„Er sieht menschlich aus, Glim, aber er kommt aus dem Kanal und verschwindet wieder darin wie ein Argonier. Nur deshalb ist er mir aufgefallen. Und als ich mir die Stelle angeschaut habe, wo er herausgekommen ist ... nun, ich bin mir sicher, die ersten Spuren im Schlamm stammten von einem Krokodil und die anderen von einem Mann.“

Glim schloss seinen Mund wieder und schüttelte den Kopf.

„Oder von einem Mann, der auf eine Krokodilfähre getreten ist“, sagte er. „Es gibt Tränke und Amulette, die selbst euch Röchler unter Wasser atmen lassen.“

„Aber er macht das die ganze Zeit über. Warum sollte er das sonst tun? Hilf mir, endlich Gewissheit zu erlangen, Glim.“

Ihr Freund stieß ein lang gezogenes Zischen aus. „Können wir *danach* vom Wein deines Vaters trinken?“

„Sofern er noch nicht alles ausgetrunken hat, ja.“

„In Ordnung.“

Sie klatschte erfreut in die Hände. „Ausgezeichnet! Ich kenne den Tagesablauf des Krokodilmanns. Vor Einbruch der Nacht wird er nicht wieder in seinem Bau sein. Wir sollten deshalb jetzt sofort aufbrechen.“

„Bau?“

„Sicher. Da würde er sich doch verstecken, oder? In seinem Bau.“

„In seinem Bau, gewiss. Aber du gehst vor.“

Und jetzt sind wir hier, dachte Annaïg.

Ihr Weg hatte sie von den Hügeln des alten Reichsviertels in das uralte, brandige Herz von Kleinmottien geführt, nach Eitergrund. Auch hier hatten einst Kaiserliche gesiedelt, in den frühen Tagen, als das Kaiserreich den Echsenmenschen der Schwarzmarsch zum ersten Mal seinen Willen und seine Architektur aufgezwungen hatte. Jetzt jedoch hausten in dieser Gegend, in die sich nur selten Patrouillen verirrt, nur noch die Verzweifelten und die Schurken: die Ärmsten der Armen, politische Gegner der argonischen An-Xileel-Partei, die nun über die Stadt mitsamt ihren Kriminellen und Monstern herrschte.

Mühe los fanden sie den Bau, der sich als wohnliche Ecke eines Pfarrhauses erwies, das so alt war, dass das Erdgeschoss bereits vollständig versandet war. Was übrig geblieben war, war ausgesprochen höhlenartig und klapprig und in diesem Teil der Stadt nicht allzu ungewöhnlich. Sonderbar war nur, dass es keine Horden illegaler Hausbesetzer gab, sondern nur den einen. Er hatte sein Versteck vornehmlich mit Gerümpel möbliert, doch hatte er auch einige hübsche Stühle und ein anständiges Bett.

Das war auch beinahe schon alles, was sie zu Gesicht bekamen, bevor sie die Stimmen vernahmen, die auf demselben Wege hereinkamen, den sie selbst genommen hatten – und damit auf dem einzigen Weg in das Haus. Annaïg und Glim wichen in die Ecke zurück, wo die Wände aus Stein bestanden. Der einzige Weg nach draußen führte über eine alte Treppe und weiter nach oben, indem man das uralte Tragwerk des Hauses als Leiter benutzte. Annaïg fragte sich, was für eine Art Holz – wenn es denn Holz war – der Fäulnis so lange

widerstehen konnte. Die Wand- und Bodenbretter bestanden aus irgendetwas anderem und gaben unter ihren Füßen nach wie Papier.

Aus diesem Grund mussten sie darauf achten, lediglich auf die Tragbalken zu treten.

Glim stieß ein leises Zischen aus; die Gestalten unter ihnen blickten nach oben – nicht genau zu ihnen, aber in ihre Richtung.

Annaïg holte ein kleines Glasfläschchen aus der linken Tasche ihres Zweireihers und trank den Inhalt; es schmeckte ein wenig wie Melone, jedoch sehr viel bitterer.

Sie spürte, wie sich ihre Lungen füllten und leerten, fühlte den federnden Zug der Muskulatur um ihre Knochen. Ihr Herz schien zu vibrieren, statt zu schlagen, und das Seltsamste war, dass sie nicht zu sagen vermochte, ob dies der Angst geschuldet war oder nicht.

Mit einem Mal wurden die leisen Geräusche unter ihnen wesentlich lauter, als stünde sie mitten in der Gruppe unter ihr.

„Wo ist er?“, fragte eine der Gestalten. In dem trüben Licht waren sie schwer auszumachen, doch dieser Kerl sah dunkler aus als die übrigen, vielleicht ein Dunmer.

„Er wird hier sein“, sagte ein anderer. Er – oder sie – war offensichtlich ein Khajiit, denn alles an der Art und Weise, wie er oder sie sich bewegte, wirkte katzenhaft.

„Das wird er“, sagte eine dritte Stimme.

Annaïg beobachtete, wie der Mann, den sie die letzten Tage über beschattet hatte, auf die anderen zutrat. Auch er war zu weit weg, um ihn deutlich sehen zu können, doch sie erkannte ihn an dem Buckel auf seinem Rücken, und ihre Erinnerung beschwor vor ihrem inneren Auge die Einzelheiten seines animalischen Gesichts und seines langen, ungepflegten Haars herauf.

„Hast du es?“, fragte der Khajiit.

„Habe es gerade durch den Fluss hergebracht.“

„Scheint eine Menge Ärger zu machen“, sagte Khajiit. „Ich habe mich stets gefragt, warum du dafür keinen Argonier einspannst.“

„Weil ich den Argoniern nicht traue. Abgesehen davon haben sie Schlitzeraale, die darauf abgerichtet sind, Argonier zu jagen, die den äußeren Kanal durchqueren wollen. Mich entdecken sie nicht so

leicht, besonders dann nicht, wenn ich mich vorher mit Aalschleim einreibe.“

„Widerwärtig. Diese Aufgabe kannst du gern weiterhin selbst übernehmen.“

„Das tue ich nur so lange, wie ich dafür bezahlt werde.“ Er streifte sein Hemd ab und nahm seinen Buckel ab. „Sieh es dir an. Nimm eine Kostprobe, wenn du willst.“

„Oh, bei den Daedra und allen Geistlichen“, fluchte Annaïg auf einem Balken kauend. „Er ist kein Werkroko. Er ist ein Skooma-Schmuggler.“

„Du wirst mich noch umbringen“, sagte Glim.

„Ich bringe dich nicht um; das tust du schon allein.“

„Das läuft auf dasselbe hinaus.“

Annaïg war sich nun ziemlich sicher, dass es sich bei dem, was sie fühlte, um Angst handelte. Um gleißende, schreckliche, animalische Angst.

„Übrigens“, sagte der Khajiit und senkte seine Stimme. „Wer sind die beiden da oben auf den Dachsparren?“

Der Mann schaute auf. „Xhuth! Wenn ich das wüsste“, sagte er. „Jedenfalls niemand von meinen Leuten.“

„Das will ich hoffen. Ich habe Patch und Flichs hochgeschickt, um sie zu töten.“

„Oh, verdammt“, zischte Annaïg. „Komm mit, Glim.“

Als sie aufstand, zischte ganz in ihrer Nähe irgendetwas durch die Luft, und ihrer Kehle entfuhr ein Kreischen.

„Ich wusste es“, schnappte Glim.

„Sei einfach ... komm, wir müssen aufs Dach.“

Sie liefen über die Balken, und hinter ihr rief jemand irgendetwas. Jetzt konnte sie ihre Schritte hören – warum war sie vorher dazu nicht imstande gewesen? Steckte irgendeine Art Verzauberung dahinter?

„Da“, sagte Glim. Sie sah es ebenfalls: Ein Teil des Dachs war eingestürzt und ruhte, eine Rampe bildend, auf den Dachsparren. Hastig krabbelten sie hinauf. Etwas Heißes, Feuchtes versuchte, sich aus ihrer Brust zu befreien, und sie fragte sich voller Panik, ob sie von einem Pfeil getroffen worden war oder ob sie innere Blutungen hatte.

Doch sie schafften es aufs Dach.
Und standen vor einem fünfzehn Meter tiefen Abgrund.
Sie holte zwei Glasfläschchen hervor und reichte Mere-Glim eines davon.

„Trink das und spring“, sagte sie.

„Was? Was ist das?“

„Das ist – ich bin mir nicht sicher. Eigentlich lässt es uns fliegen.“

„Eigentlich? Wo hast du das her?“

„Warum ist das wichtig?“

„Oh, Thtal, du hast das selbst zusammengebraut, nicht wahr?
Ohne Rezept. Erinnerst du dich noch an dieses Zeug, das mich unsichtbar machen sollte?“

„In gewisser Weise hat es dich doch unsichtbar gemacht.“

„Es hat meine Haut durchsichtig gemacht. Ich sah aus wie ein herumlaufender Sack voller Innereien.“

Sie leerte ihr Fläschchen. „Wir haben jetzt keine Zeit für Diskussionen, Glim. Das ist unsere einzige Chance.“

Ihre Verfolger kamen die Rampe hinauf, also sprang sie, während sie sich fragte, ob sie mit ihren Armen schlagen sollte oder ...

Egal, was sie tat, sie stürzte in die Tiefe und kreischte.

Jedoch fiel sie langsamer, als sie es eigentlich sollte, und plötzlich trieb sie federleicht dahin, sodass der Wind sie wie eine Seifenblase vor sich herschob. Sie hörte die Männer auf dem Dach brüllen und wandte sich um. Glim schwebte unmittelbar hinter ihr.

„Siehst du?“, sagte sie. „Du musst ein bisschen Vertrauen in mich haben.“

Sie hatte den Satz kaum beendet, als sie wieder in die Tiefe stürzten.

Angeschlagen, erniedrigt und nach dem Abfallhaufen stinkend, der ihren Sturz aufgefangen hatte, kehrten sie zum Herrenhaus ihres Vaters zurück. Sie fanden ihren Vater in demselben Sessel schlafend, in dem Annaïg früher an diesem Morgen gesessen hatte. Einen Moment lang stand sie da und betrachtete ihn, seine blassen Finger, die eine Flasche Wein umklammert hielten, sein dünner werdendes graues

Haar. Sie versuchte sich an den Mann zu erinnern, der er vor dem Tod ihrer Mutter gewesen war, bevor die An-Xileel Kleinmottien dem Kaiserreich entrissen und seine Ländereien auszubeuten begonnen hatten.

Sie konnte den Mann von damals nicht mehr sehen.

„Komm mit“, sagte sie zu Glim.

Sie holten drei Weinflaschen aus dem Keller und gingen die Wendeltreppe zum oberen Balkon hinauf. Annaïg entzündete eine kleine Papierlaterne und goss in ihrem schwachen Lichtschein Wein in zwei erlesene Kristallpokale.

„Auf uns“, sagte sie.

Sie tranken.

Unter ihnen breitete sich das altkaiserliche Kleinmottien aus, ein Haufen zerbröckelnder, von Ranken bewachsener Herrenhäuser und von Schlafpalmen und Bambus überwuchelter Grundstücke, die jetzt allesamt so dunkel dalagen, als bestünden sie aus schwarzem Samt, abgesehen von denen, die von der blassen Phosphoreszenz des Wolfsschimmels oder den zartgelben, fliegenden Schimmerschwärmern erhellt wurden, den harmlosen Verwandten der tödlichen Irrlichter in den Tiefensümpfen.

„Und?“, sagte sie, als sie ihr Glas wieder auffüllte. „Fühlst du dich jetzt nicht ein wenig lebendiger?“

Er blinzelte sehr langsam mit den Augen. „Nun, mit Sicherheit ist der Unterschied zwischen Leben und Tod mir jetzt gegenwärtiger“, entgegnete er.

„Das ist doch schon mal ein Anfang!“

Ein kurzer Moment verging.

„Wir hatten Glück“, sagte Glim.

„Ich weiß“, erwiderte sie. „Aber ...“

„Was?“

„Nun, vielleicht ging es nicht um ein Werkroko, aber zumindest können wir die Skooma-Händler dem Untervogt melden.“

„Bis dahin werden sie längst verschwunden sein. Und selbst wenn sie sie fassen, ist das nicht mehr als ein Tropfen auf den heißen Stein. Es ist unmöglich, den Skooma-Handel zu unterbinden.“

„Wenn es niemand versucht, dann gewiss“, entgegnete sie. „Nichts gegen dich, Glim, aber ich wünschte, wir würden weiterhin zum Kaiserreich gehören.“

„Zweifellos. Dann wäre dein Vater nämlich noch immer ein wohlhabender Mann und kein schlecht bezahlter Ratgeber der An-Xileel.“

„Das ist es nicht. Unter der Herrschaft des Kaiserreichs gab es wenigstens Gerechtigkeit. Es gab Ehre.“

„Du warst damals noch nicht einmal geboren.“

„Ja, aber ich kann lesen, Mere-Glim.“

„Und wer hat diese Bücher geschrieben? Bretonen. Kaiserliche.“

„Das ist nichts als An-Xileel-Propaganda. Das Reich ist dabei, neu zu erstehen. Titus Mede hat damit begonnen, und nun steht ihm sein Sohn Attrebus zur Seite. Sie geben der Welt die Ordnung zurück, und wir ... wir machen uns nur etwas vor und warten darauf, dass die Dinge von allein besser werden.“

Der Argonier schenkte ihr sein nachgeahmtes Schulterzucken. „Es gibt schlimmere Orte als Kleinmottien.“

„Es gibt aber auch bessere Orte. Orte, zu denen wir gehen könnten, Orte, an denen wir etwas bewirken können.“

„Ist das jetzt wieder deine Kaiserstadt-Ansprache? Mir gefällt es hier. Dies ist mein Zuhause. Wir kennen uns, seit wir Küken waren, ja, und wenn du damals nicht bereits wusstest, dass du mich zu nahezu allem überreden kannst, dann weißt du's jetzt. Aber die Schwarzmarsch zu verlassen, dazu bringst du mich nicht. Also versuch's gar nicht erst.“

„Erwartest du nicht mehr vom Leben, Glim?“

„Essen, Trinken, Spaß – warum sollte jemand mehr wollen als das? Es sind die Leute, die ‚etwas bewirken wollen‘, die für den ganzen Ärger in der Welt verantwortlich sind. Leute, die der Meinung sind, sie wüssten, was für alle anderen besser ist; Leute, die zu wissen glauben, was andere brauchen, ohne auch nur zu hinterfragen, ob das wirklich stimmt. Das ist es, was dein Titus Mede verbreitet – seine Vision davon, wie die Dinge eigentlich sein sollten, richtig?“

„Es gibt so etwas wie Richtig und Falsch, Glim. Gut und Böse.“

„Wenn du das sagst.“

„Prinz Attrebus hat eine ganze Kolonie deines Volkes vor der Sklaverei bewahrt. Was denkst du wohl, wie sie in Bezug auf das Kaiserreich empfinden?“

„Mein Volk wurde unter dem alten Reich versklavt. Wir haben damit also einige Erfahrung.“

„Ja, aber das hatte ein Ende, als die Oblivion-Krise ausbrach. Siehst du, selbst du musst zugeben, wenn Mehrunes Dagon triumphiert hätte, wenn Martin ihn nicht geschlagen hätte ...“

„Martin und das Kaiserreich haben die Schwarzmarsch nicht bezwungen“, sagte Glim und hob die Stimme. „Das waren die An-Xileel. Als sich die Tore auftraten, stürmten die Argonier Oblivion mit solcher Wut und Gewalt, dass Dagens Hauptmänner sie wieder schließen mussten.“

Annaig wurde klar, dass sie von ihrem Freund abgerückt war und ihr Pulsschlag sich beschleunigt hatte. Sie roch irgendetwas Scharfes und leicht Schwefeliges. Erstaunt musterte sie Glim.

„Ja“, sagte sie schließlich, als der Geruch verblasste. „Aber ohne Martins Opfer hätte Dagon letzten Endes auch die Schwarzmarsch eingenommen und diese Welt zu seinem Spielplatz gemacht.“

Glim regte sich und hielt ihr sein Glas zum Nachschenken hin.

„Ich will mit dir nicht darüber streiten“, sagte er. „Ich finde nicht, dass das wichtig ist.“

„Einen Moment lang klangst du aber ganz anders, alter Freund. Ich glaube, ein gewisses Maß an Leidenschaft in deiner Stimme gehört zu haben. Und du hast gerochen, als würdest du auf eine Auseinandersetzung geradezu brennen.“

„Das ist nur der Wein“, murmelte er und winkte ab. „Und die ganze Aufregung. Können wir für den Rest der Nacht nicht einfach feiern, dass dein ‚Flugelixier‘ kein kompletter Reinfall war?“

In ihrem Magen begann sich eine angenehme Wärme auszubreiten; der Wein zeigte Wirkung.

„Nun, ja“, sagte sie. „Ich schätze, das ist einen oder zwei Toasts wert.“

Sie leerten ihre Pokale, und dann sah Glim sie ein wenig schräg an.

„Wie auch immer ...“, begann er und brach dann ab.

„Was?“

Er grinste sein Echsengrinsen und schüttelte den Kopf.

„Vielleicht musst du überhaupt nicht nach Schwierigkeiten suchen. Nach allem, was ich höre, kommen sie möglicherweise von selbst auf uns zu.“

„Wie das?“

„Heute ist die *Sturmorakel* im Hafen eingelaufen.“

„Das Schiff deines Cousins Ixtah-Nasha?“

„Ja. Er sagt, er habe draußen auf dem Meer etwas gesehen, etwas, das in diese Richtung kommt.“

„Etwas?“

„Das ist der verrückte Teil der Geschichte. Er sagt, es sähe wie eine Insel mit einer Stadt darauf aus.“

„Eine unerforschte Insel?“

„Eine Insel, die in der Luft schwebt. Eine fliegende Insel.“

Annaïg runzelte die Stirn, stellte ihr Glas ab und wedelte mit dem Finger vor seiner Nase. „Das ist nicht komisch, Glim. Du machst dich über mich lustig.“

„Nein. Eigentlich wollte ich es dir gar nicht erzählen. Aber der Wein ...“

Sie setzte sich in ihrem Sessel aufrecht. „Du meinst es ernst. Und sie kommt auf uns zu?“

„Das hat er jedenfalls gesagt.“

„Hm“, entgegnete sie, nahm ihr Weinglas wieder zur Hand und ließ sich wieder in ihrem Sessel zurücksinken. „Darüber muss ich nachdenken. Eine fliegende Stadt. Klingt wie ein Überbleibsel aus der Merithic-Ära. Oder noch älter.“ Sie spürte, wie sich ihr großer Mund zu einem breiten Lächeln verzog. „Wie aufregend. Ich schaue morgen lieber mal bei Hecua vorbei.“

Und damit leerten sie den Rest der Flasche und öffneten eine weitere – eine teure –, und draußen setzte der Regen ein, wie er es immer tat, ein wogender Vorhang, der im Lichtschein der Laterne glitzerte, sauber und feucht, um Kleinmottiens Geruch nach Moder und Verfall für kurze Zeit fortzuwaschen.

ZWEI

Einst wurde ein Junge mit einem Messer anstelle der rechten Hand geboren. So zumindest war es Colin zu Ohren gekommen. Eine Vergewaltigung und versuchter Mord hatten den Balg in den Leib seiner Mutter gepflanzt, doch sie hatte überlebt und ihre Gedanken der Vergeltung gewidmet. Sie lachte, als er sich den Weg aus ihr heraus freischnitt und fröhlich in die Welt hinauszog, um alle abzuschlachten, die ihr Unrecht getan hatten, und auch viele, auf die das nicht zutraf. Wenn seine Opfer in ihrem eigenen Blut ertranken, fragten sie ihn: „Wer bist du?“ Er antwortete dann einfach mit „Dalk“, was in der Sprache des Nordens ein altes Wort für Messer war.

Der Legende zufolge geschah das in Skyrim, doch Meuchelmördern gefiel die Geschichte, und für einen schnoddrigen Nachwuchskiller war es nicht allzu ungewöhnlich, diesen Decknamen anzunehmen und sich in seinen Tagträumen auszumalen, derjenige zu sein, der diese kryptische Antwort gab.

Das Messer in Colins Hand fühlte sich keineswegs wie ein Teil von ihm an. Das Heft war glitschig und klamm. Die Klinge sorgte dafür, dass sein Arm, der unmittelbar unter dem Saum seines Umhangs an seiner Seite herabhing, ihm gewaltig und auffällig vorkam.

Warum hatte der Mann ihn nicht bemerkt? Er stand bloß da, lehnte sich gegen das Brückengeländer und schaute zum Leuchtturm hinüber. Er kam jeden Loredas hierher, nachdem er sein Pferd im Stall besucht hatte. Häufig traf er sich hier mit jemandem; dann folgte eine kurze Unterhaltung, und sie gingen wieder auseinander. Er sprach niemals zweimal mit derselben Person.

Colin ging weiter auf ihn zu. Auf der Brücke herrschte rege Betriebssamkeit, zum größten Teil waren es Leute aus Weyhe, die mit ihren Wagen und den Waren, die sie nicht auf dem Markt verkauft hatten, für die Nacht nach Hause zurückkehrten, und Liebende, die auf der Suche nach einem ruhigen Örtchen waren, wo sie niemand störte.

Doch der Verkehr wurde weniger. Sie waren nun fast allein auf der Brücke.

„Da sind Sie ja“, sagte der Mann.

Sein Gesicht war schwer zu erkennen, da das Licht der Laterne nicht bis hierher reichte. Dennoch kannte Colin es gut. Das Antlitz des Mannes war lang und knochig, sein Haar schwarz mit einigen grauen Einsprengseln und die Augen von einem erstaunlich intensiven Blau.

„Da bin ich“, entgegnete Colin. Sein Mund fühlte sich trocken an.

„Kommen Sie hier herüber.“

Einige Schritte, und Colin stand direkt neben dem Mann. Eine Gruppe Studenten der Schule des Flüsterns kam lärmend näher.

„Ich mag diesen Ort“, sagte der Mann. „Ich höre gern das Geläut der Schiffe und schaue mir den Leuchtturm an. Das erinnert mich an die See. Kennen Sie die See?“

Halt die Klappe!, dachte Colin. *Bitte, rede nicht mit mir.*

Die Studenten schnatterten und deuteten aufgeregt auf etwas, das sich in den Hügeln im Nordwesten zu befinden schien.

„Ich bin aus Anvil“, sagte Colin, außerstande, an irgendetwas anderes zu denken als an die Wahrheit.

„Ah, hübsche Stadt, Anvil. Wie heißt diese Taverne, in der es das Dunkelbier gibt?“

„Man nennt sie den Unterweg.“

Der Mann lächelte. „Richtig. Mir gefällt es dort.“ Er seufzte und fuhr sich mit den Fingern durch das Haar. „Was für Zeiten, hm? Einst hatte ich ein wunderschönes Herrenhaus auf der Landspitze bei der Topalbucht. Ich hatte ein kleines Boot, nur zwei Segel, um habeau der Küste meine Runden zu drehen. Jetzt ...“ Er hob seine Hände und ließ sie fallen. „Aber Sie sind nicht hergekommen, um sich das alles anzuhören, nicht wahr?“

Endlich entfernten sich die Studenten, sich eifrig in einer Sprache unterhaltend, die so klang, als hätten sie sie selbst erfunden.

„Ich schätze nicht“, stimmte Colin zu. Sein Arm fühlte sich größer als jemals zuvor an, und das Messer lag wie ein Stein in seiner Hand.

„Nein. Nun, heute verhalten sich die Dinge recht einfach. Sie können ihnen sagen, dass es nichts Neues gibt. Und falls jemand fragt, sagen Sie ihm, dass keine Mahlzeit, kein Wein, kein Kuss der Liebsten so schön ist wie ein langer, tiefer Atemzug.“

„Wie bitte?“

„*Astoria*, drittes Buch. Kapitel ... Was haben Sie da in der Hand?“

Töricherweise sah Colin auf das Messer hinab, das zwischen den Falten seines Umhangs hervorgelitten war und schwach glitzerte.

Ihre Blicke trafen sich.

„Nein!“, rief der Mann.

Also erstach Colin ihn – oder zumindest versuchte er es. Die Handflächen des Mannes schossen in die Höhe, und das Messer schnitt hinein. Colin streckte die linke Hand aus, um die Hände des Mannes beiseitezuschlagen und erneut zuzustoßen; dieses Mal schlitzte die Klinge den Unterarm seines Opfers auf.

„Hören Sie auf damit!“, keuchte der Mann. „Warten Sie eine Minute, lassen Sie uns reden ...“

Das Messer zuckte an seinen um sich schlagenden Armen vorbei, und die Klinge versank in seiner Magengrube. Sein Mund arbeitete noch immer, als der Mann nach hinten taumelte, auf seine Hand und seinen Arm starrte.

„Was tun Sie da?“, fragte er.

Colin tat einen Schritt auf den Mann zu, der nun gegen das Geländer sackte.

„Tun Sie's nicht“, raunte er.

„Ich muss“, flüsterte Colin. Er beugte sich vor. Die Arme des Mannes kamen hoch, doch er war bereits zu schwach, um Colin daran zu hindern, ihm die Kehle durchzuschneiden.

Der Leichnam glitt in eine sitzende Position. Colin kauerte sich neben ihn und betrachtete die Studenten, die, jetzt weiter entfernt, nicht die geringste Ahnung davon hatten, was gerade geschehen war.

Dies ganz im Gegensatz zu den beiden Männern aus der Stadt, die zielstrebig auf ihn zugen. Colin legte seine Arme um die Schultern des toten Mannes, als wäre der Bursche im Suff eingeschlafen und er würde ihn wärmen.

Doch dazu bestand keine Notwendigkeit. Der eine war ein großer, kahlköpfiger Mann mit kantigen Gesichtszügen, während es sich bei dem anderen um einen fast schnauzenlosen Khajiit handelte. Arcus und Khasha.

„Jetzt in den Fluss mit ihm“, sagte Arcus.

„Ich möchte nur schnell zu Atem kommen, mein Herr.“

„Ja, das sehe ich. Ein ziemlicher Tumult, obwohl wir Sie doch lediglich darum baten, ihm die Kehle durchzuschneiden.“

„Er ... er hat sich gewehrt.“

„Sie waren nachlässig.“

„Zum ersten Mal, Arcus“, sagte Khasha, der seine Schnurrhaare glättete und ungeduldig mit dem Schwanz zuckte. „Nicht sehr geschickt von Ihnen. Jetzt lasst ihn uns in den Fluss werfen und verschwinden.“

„Also schön. Anheben, Inspektor.“

Als Colin sich nicht rührte, schnippte Arcus mit den Fingern.

„Meinten Sie mich, mein Herr?“

„Ich meinte Sie. Schlampige Arbeit, aber Sie haben es erledigt. Sie sind jetzt einer von uns.“

Colin packte die Beine des Toten, und gemeinsam hievten sie ihn über das Geländer. Der Leichnam schlug auf dem Wasser auf und trieb auf dem Rücken liegend und zu Colin emporstarrend dahin.

Inspektor: Seit drei Jahren wartete er darauf, so genannt zu werden.

Jetzt klang es wie jedes andere beliebige Wort.

„Streifen Sie diese Robe über“, sagte Khasha. „Verbergen Sie das Blut, bis wir Sie gesäubert haben.“

„In Ordnung“, sagte Colin stumpfsinnig.

Am nächsten Tag bekam er seine Dokumente von Intendant Marall, einem rundgesichtigen Mann mit einem sonderbaren Bart unter dem Kinn.

„Du wirst in der Telhalle wohnen“, erklärte Marall ihm. „Ich glaube, man hat bereits einen Fall für dich.“ Er legte den Stift hin und schaute Colin durchdringend an. „Geht es dir gut, mein Sohn? Du siehst abgespannt aus.“

„Ich konnte nicht schlafen, mein Herr.“

Der Intendant nickte.

„Wer war er?“, platzte Colin heraus. „Was hat er getan?“

„Das willst du nicht wissen, mein Junge“, sagte Marall. „Ich gebe dir den guten Rat, nicht zu versuchen, das herauszufinden.“

„Aber, mein Herr ...“

„Was spielt das für eine Rolle?“, sagte Marall. „Wenn ich dir sagen würde, dass er für die Entführung und Ermordung von sechzehn kleinen Kindern verantwortlich war, würde dich das glücklich machen?“

„Nein, mein Herr.“

Colin blinzelte. „Ich kann mir nicht vorstellen ...“

„Es ist auch nicht deine Aufgabe. Die Macht über Leben und Tod liegt nicht in deinen Händen. Sie gebührt anderen, die weit über dir stehen. Diese Macht verleiht einem im Wesentlichen die Autorität des Kaisers. Es gibt immer einen Grund. Das infrage zu stellen ist jedoch nicht an dir. Hast du das verstanden? Du stellst dir nichts vor, du denkst nicht nach. Du tust, was man dir sagt.“

„Aber ich wurde dafür ausgebildet zu *denken*, mein Herr. Dieses Amt hat mich angehalten zu denken.“

„Ja, und darin bist du auch sehr gut. Darin sind sich deine Ausbilder einig. Du bist ein ausgesprochen gescheiter junger Mann, andernfalls hätten sich die Penitus Oculatus nicht mit dir einverstanden erklärt, und du hast dich hier ausgezeichnet gemacht. Doch dir muss klar sein, dass jeder Gedanke, den du hast, zuallererst deiner Arbeit zu gelten hat. Wenn man dir aufträgt, unter den Wachen des Kaisers einen Spion aufzuspüren, musst du dafür alles an Logik einsetzen, was dir zur Verfügung steht. Wenn man dir befiehlt, so unauffällig wie möglich herauszufinden, welche von Graf Caros Töchtern seine Gäste vergiftet hat, setze deine forensische Ausbildung ein. Doch wenn man dir den eindeutigen Befehl erteilt, zu stehlen, zu verletzen, zu vergiften, zu erdolchen oder ganz einfach zu morden, dient dein Verstand allein

dazu, dir bei der Auswahl der Methode und ihrer Ausführung behilflich zu sein. Du bist ein Instrument, ein Werkzeug des Kaisers.“

„Das weiß ich, mein Herr.“

„Aber nicht gut genug, denn sonst würdest du nicht solche Fragen stellen.“ Er erhob sich. „Soweit ich mich erinnere, stammst du aus Anvil. Ein Stadtgardist hat dich für die Ausbildung vorgeschlagen.“

„Ja, mein Herr. Das war Regin Oprenus.“

„Was würdest du jetzt ohne seine Empfehlung tun?“

„Das weiß ich nicht.“

Doch in Wahrheit wusste er es sehr wohl. Sein Vater war tot, und seine Mutter verdiente gerade genug zum Überleben, indem sie die Wäsche für die Oberen wusch. Er hatte es geschafft, sich selbst das Lesen beizubringen, doch darauf hätte sich seine Bildung normalerweise beschränkt, und falls es ihm doch möglich gewesen wäre, mehr zu lernen, wäre ihm wohl nichts davon von Nutzen gewesen. Bestenfalls hätte er in der Werft gearbeitet oder auf einem Schiff angeheuert. Die kaiserliche Einladung war für ihn wie ein Traum gewesen, der sich erfüllte, und bot ihm alles, was er sich schon als kleiner Junge so sehnlich gewünscht hatte.

Und das war nach wie vor der Fall, trotz dieser Sache. Jetzt würde er ein Gehalt beziehen und konnte seiner Mutter einen Teil des Geldes schicken, bevor sie sich zu Tode schuftete.

„Das ist die Prüfung, oder?“, sagte er. „Nicht das letzte Nacht.“

Der Intendant ließ ein flüchtiges kleines Lächeln sehen. „Beides waren Prüfungen, mein Sohn. Und dies ist nicht die letzte, lediglich die letzte offizielle. Jeder Tag in diesem Amt bietet eine neue Herausforderung. Wenn du dem nicht gewachsen bist, ist jetzt der richtige Zeitpunkt, es zu sagen, bevor du bis über beide Ohren drinsteckst.“

„Ich bin dem gewachsen, mein Herr“, sagte Colin.

„Nun, gut, Inspektor. Nimm dir den Rest des Tages frei. Melde dich morgen zum Dienst.“

Colin nickte, verließ Marall und begab sich auf die Suche nach seiner neuen Unterkunft.